

Lotte Strub-Rayß:

„Verdammt und entrechtet. Stuttgart – Basel – Moskau...

16 Jahre Gulag und Verbannung“,

Trafo Literaturverlag Berlin 2018.

Ein Auszug mit freundlicher Genehmigung von Konrad Rayß.

Nikolai wird geboren. 28. April 1946

S. 428-433

„Die Zeit war ran, ich musste in die Hauptzentrale nach Dolinka, nur dort konnte ich entbinden. Als ich auf dem Schlitten des Expeditors auf dem hinteren Ende saß, liefen Marta und Wan hinterher, um mir ein Stück Geleit zu geben. Wir nahmen Abschied. Sie gingen zurück. Ich war auf meinem wichtigsten Weg.

Aber wie würde es weitergehen, mit mir, mit meinem Kind, das mir den Mut gegeben hat, doch weiterzuleben. Ich dachte an diese große Verantwortung, dem werdenden alles zu geben, was mir möglich war. Aber ich sah nichts. Nicht einmal die ausreichende Nahrung. Wan hatte mir helfen können. Dieser feinfühlig, herzliche Chinese hatte viel riskiert, um mir heimlich bessere Nahrung zuzuschieben. Das Einzige, was ich dem Kindchen hätte Gutes tun können - ich hatte sofort das Rauchen eingestellt.

Ich war in der Hauptstadt des riesigen Gefangenenlagers des NKWD in Dolinka angekommen. Sofort wurde ich zur Arbeit eingeteilt: Gemüse putzen in einer Gemüsetrocknungsfabrik. Von früh bis zum Abend hockten wir auf niedrigen Fußschemeln, schälten Kartoffeln und Mohren. Schalen und Abfall ließen wir vor uns auf den Boden fallen. Das Geschälte wurde in eine große Schüssel geworfen, die mitten im Kreis stand.

Die Arbeitshaltung war für mich peinigend. Nicht nur, dass mir mein lädiertes Rücken Probleme bereitete, viel schlimmer war, dass mein Leib, der einen stattlichen Umfang hatte, gequetscht wurde und ich große Angst hatte, mein Kind könne Schaden nehmen.

Es gibt ein russisches Sprichwort: ‚net chuda bez dobra‘ - es gibt nichts Schlechtes, wo nicht was Gutes dran ist. Und damit tröstete ich mich, denn ich habe den ganzen

Tag über mal rohe Kartoffelstückchen, mal Scheiben von Mohren geknabbert. Gut gegen Skorbut und bestimmt tat es meinem Kindchen gut, das immer mal in meinem Bauch strampelte, sicher, weil ich so gequetscht sitzen musste. Ich denke, ich habe täglich meinen Lebensretter um Vergebung gebeten, was er durch meine Schuld schon erleiden musste, ehe er geboren war. Nur der Gedanke, dass er noch geborgen war in mir, beruhigte mich etwas.

Mein Zustand war so weit fortgeschritten, dass man mich von der Arbeit befreien musste. Schwangerschaftsurlaub sozusagen. Ich arbeitete nicht, also galt das ungeschriebene Lagergesetz, wer nicht arbeitet, hat kein Recht auf einen Schlafplatz auf der Pritsche. Man wies mir unter einer Einzelpritsche an der Wand zwischen zwei Fenstern meinen Schlafplatz zu. Am Tag durfte ich auf meinem Bündel an die Wand gelehnt hocken.

Meine Schwierigkeit bestand darin, dass ich bei jeder Schwangerschaft einen auffallend großen Bauch hatte. Die Pritsche, unter der ich schlafen durfte, war nicht hoch genug. Ich musste meinen Strohsack ausschütten, damit ich mich gerade so darunter zwängen konnte.

Bis Anfang April hielt sich der Winter, deshalb wurde mit den Filzstiefeln viel Schnee in die Baracke getragen, der hier gleich taute. Der Lehmfußboden weichte auf, die Feuchtigkeit machte meine Strohsackhülle klamm. Ich hatte große Angst um meine Nieren, denn ich konnte da unten nur auf dem Rücken liegen.

Schätzungsweise achtzig Gefangene schliefen in dieser Baracke. Zweimal in der Nacht wurden wir gezählt. Der Bewacher kam, trug in der Hand eine Stalllaterne. Den Mann konnte ich nicht erkennen, die herabhängende Decke von der Pritsche über mir verdeckte die Sicht. Langsam ging er die langen Reihen entlang, am Lichtschein der schwankenden Laterne merkte ich, wie er näher kam. Dann stand er vor der Pritsche. Ich sah ein paar auf Hochglanz polierte Stiefel, die sich im Schein der Stalllaterne spiegelten. Es waren solide Stiefel, solche hatte ich noch nicht gesehen. Über den Rist lagen breite Riemen mit blanken Schnallen an den Seiten. Es seien deutsche Militärstiefel, vielleicht für Piloten, erfuhr ich später.

Da kam der Stiefelträger zu mir, trat gegen meinen Leib. Ich quiekte nur. Zufrieden zählte er beim Weitergehen die Schlafenden. Und dies jede Nacht zweimal. Ich beschloss, wenn er nahe genug war, dass er es hören konnte, schon zu quieksen, damit er wusste, ich bin noch da, bin nicht getürmt, nur damit er mich nicht trat. Als

ich diese blanken Stiefel, auf die er vermutlich so stolz war, schon nahe genug sah, quiekte ich. Er blieb stehen, machte einen Schritt rückwärts, dann trat er mir so heftig in den Leib, dass ich aufschrie.

Er schien sehr zufrieden über seinen Erfolg. Ich aber weinte die ganze Nacht. Er hatte mein Kind kurz vor dem Geborenwerden so hart getreten, und mit diesen Stiefeln. Ich umfasste meinen hoch gewölbten Leib, der an die Bretter über mir, oder soll ich sagen, über uns stieß. Die Frau, die da auf der Pritsche schlief, wälzte sich hin und her, sie war sicher von meinem Aufschrei wachgeworden. Mein armes Kind, mein kleines, schon getreten, ehe es zur Welt kam. Ich hatte Angst, es hätte durch diesen Tritt Schaden genommen. Schuldgefühle erfassten mich. Da hatte ich, eine Gefangene, vielleicht für immer, mir ein Kind gewünscht. Ich wusste doch nicht einmal, ob ich noch jemals hier herauskam. Meine fünf Jahre waren längst um, es waren bereits dreieinhalb Jahre darüber. Ohne jegliche Begründung wurde ich immer noch gefangen gehalten. Ja, ein Kind hatte ich mir gewünscht. Hatte mich überreden lassen und war überzeugt gewesen, dass es um der Gerechtigkeit willen noch eine Zukunft für mich gab, für mich mit meinem Kind. Nun hatte ich Angst vor den folgenden Nächten.

Am 28. April früh morgens um drei Uhr kam er zur Welt. Man sagte mir, der Junge sei gesund, alles normal. Ich war glücklich. Und ich konnte es nicht fassen. Ich bekam Besuch, eine Gratulantin. Frau Dr. Akunjan, die Hamburgerin, sie wünschte mir und meinem Kind so viel Gutes. Und ich freute mich, dass sie dem Gefängnis in Ak-Su entkommen war. Hier durfte sie in ihrem Beruf arbeiten. Auf einer Untertasse brachte sie mir ein Stück Kuchen. Die ersten Blüten von Kräutern, die auf dem kargen Boden der Steppe kurzzeitig blühten, hatte sie um das Kuchenstück wie ein Kränzlein angeordnet. Welch ein gutes Omen für mein Kind.

Und nun musste ich überlegen, wie es heißen sollte, worüber ich bisher, während der ganzen Schwangerschaft, nicht ein einziges Mal nachgedacht hatte. Eines war klar, es muss einen russischen Namen erhalten und es dürfte nicht schwierig sein, an den Familiennamen ein ‚ki‘ anzuhängen. Eigentlich wollte ich ihn Konrad nennen. Der Sohn von Wolf hieß Konrad und meine Freundin Hilde aus Basel hatte ihren Sohn auch so genannt. Aber mit deutschem Namen in Russland zu leben, nach dem Krieg - ein zu schweres Los stünde ihm bevor. Ich nannte ihn Nikolai. Nicht, dass dieser Name mir sonderlich gefiel, aber seine vielen hübschen Zärtlichkeitsformen im

Russischen mochte ich: Kolja, Kolinka, Koljuscha, Koljussinka. Eine strafende, grobe Form Kolka gibt es auch. Aber Kolka habe ich ihn nie genannt, dafür gab es nie Anlass.

Wenige Tage im Krankenhaus, kam mein Kind in eine Säuglingsstation. Sie wurde von einem grusinischen Kinderarzt geleitet. Ich wollte meinen Augen nicht trauen: ein gepflegtes Heim, einstöckig, stand in einem wunderschönen Park, mit hohen Büschen, die gerade anfangen, die dünnen, vom Winter kahlen Ästchen mit zartem Grün zu schmücken.

Saubere, freundliche Räume. Sie waren liebevoll ausgestattet. Das gesamte Personal, geschult und eifrig. Der Arzt - ein Professor. Alles Gefangene. Mit Rita kam ich ins Gespräch. Sie hieß Rita Knippschild, hatte auch ein Kind hier geboren, hatte es Mischa genannt. Ihr Kind sei bald nach der Geburt gestorben. Man hat sie hier behalten und sie durfte als Krankenschwester arbeiten.

Es war warm geworden, die Natur beeilte sich. Die lange Winterperiode, zu viele Wintermonate von Ende September bis Anfang Mai. Da war wenig Zeit und ich hatte mich stets gewundert, dass das Wachsen, Gedeihen so schnell ging. Täglich wurden die Kinder auf hohen Gestellen ins Freie gebracht, denn schon waren die Büsche und Bäume belaubt.

Am sechsten Tag nach der Entbindung aus dem Krankenhaus entlassen, ging es wieder auf Arbeit in den Gartenanlagen, jäten, harken, Sauerampfer schneiden. Da ich arbeitete, durfte ich auch wieder auf der Pritsche schlafen. Wir waren die Brigade der stillenden Mütter. Fünf Mal täglich, von früh um sechs bis zum letzten Stillen abends um zehn, das war recht anstrengend. Die Wege zur Kinderstation waren für uns zu weit und dazwischen hatten wir die Norm zu erfüllen. Das einzige Zugeständnis an uns Mütter war ein Becher Milch täglich.

Unsere Baracken waren mit Stacheldraht eingezäunt. Ein etwa zwei Meter breiter Streifen war davor, der täglich aufs Neue mit Rechen bearbeitet wurde, um eventuelle Fluchtsuren sehen zu können.

In der Mittagspause saßen Männer, Kriminelle, in Grüppchen, spielten mit selbstgebastelten Karten. Wir wussten Bescheid, was da vorging. Sie saßen in Unterhosen, sie hatten ihre Gefangenenbekleidung schon verspielt. Da sie nichts mehr setzen konnten, spielten sie um Menschenleben. Der Verlierer hatte den Sechsendsechzigsten oder Zweiundsiebzigsten oder Achtundneunzigsten, der sich mit seinem Essnapf bei der Küche anstellte, zu töten. Das Leben bedeutete hier

nichts, es gab hier Hunderte von Gefangenen und die Steppe hatte viel Platz für menschliche Gebeine. Unter uns Frauen herrschte große Angst.

Ich hatte ein Paket bekommen, alles Lebensmittel. Sachar, der Vater meines Kindes, hatte es geschickt. Ein Brief war nicht dabei. Als ich zum nächsten Stillen kam, hatten die Säuglingsschwestern schon erfahren, dass ich ein Paket bekommen hatte. Sie erklärten mir rundweg, ich müsse den gesamten Inhalt ihnen abgeben, andernfalls könne es meinem Kleinen sehr, sehr schlecht gehen. Es war eine Erpressung, aber was sollte ich machen. Ich brachte ihnen alles, gab alles ab. Rita hatte ich nicht mehr gesehen. Ich glaube nicht, dass sie entlassen war, eher dass sie gezwungen wurde mitzumachen und mir aus dem Weg ging.“